

Stallgeruch

oder woran es der Agrarpolitik fehlt

Vielleicht muss man den Niedergang der Biodiversität selbst erleben, um zum Naturschutz zu finden. VON WILHELM BREUER

Die in der Enge des Straßendorfs eingezwängte Hofstelle existiert lange bevor die Franzosen 1794 die linksrheinische Gegend annekieren. Im Stall hält man zwischen Fachwerk und Lehm ein paar Ziegen und, wenn es hoch kommt, zwei oder drei Kühe. Von Frühjahr bis Herbst weiden sie unter Obstbäumen hinterm Stall. Ein Jahrhundert später weicht das baufällige Geviert mit spinnwebenverhangener Balkendecke einem geräumigen Stall aus Ziegelsteinen. Gründerjahre auf dem Bauernhof. Als die Westfront 1944/45 den Ort erreicht und Granaten einschlagen, sind Haus und Hof evakuiert. Die Kriegsschäden werden bald behoben, der Stall wird modernisiert, eine Decke aus Beton eingezogen. Darunter ist Platz für zehn Milchkühe. Darüber lagern Heu und Stroh, in denen Katzen Junge kriegen und bei schlechtem Wetter Kinder spielen. Das Wirtschaftswunder sorgt für eine Melkmaschine, einen ersten Traktor und ein leichteres Leben auf dem Hof. Die beiden Brabanter bleiben aber noch eine Weile unentbehrlich für Pflug und Egge.

Die Kühe haben Namen. Ihr Futter wächst auf der Weide oder kommt von Kleefeldern voller Hummeln über den Bauern der Feldhamster. Die Futterrüben für den Winter wachsen heran mit Blattläusen und einer Marienkäferarmee, darüber das Lied der Lerche. Im Erdreich ist vielfältiges Leben; es gedeihen darin Kornblumen und Getreide und zwischen den Halmen laufen Käfer und Spinnen und ihnen hinterher Rebhühner und ihre Küken. Im Stall liegt auf Stroh das Vieh. Binnen weniger Jahre werden die Ernten groß und größer und im Gegenzuge die Feldvögel dramatisch rar – mit dem Einsatz der Biozide, die das unerwünschte und so viele andere Leben töten, lange Zeit vor Glyphosat.

Im Scheunengiebel sind Steine ausgespart für den Wind, damit das Heu atmen kann, und für die Schleiereule, damit die Mäuse nicht übermütig werden. Im Winter picken Goldammern in der Streu auf der Tenne nach vergessenen Getreidekörnern – stets auf der Hut vor einer lauernnden Katze. Ab Anfang April ist das Gehöft vom Zwitschern der Rauch-

Wo findet eine Schleiereule noch eine Einflugöffnung in einen Stall und dort gar eine Maus, die sie fressen könnte – geschweige denn einen Brutplatz? Viehställe sind verschlossen und hermetisch verriegelt – für Mäuse, Schleiereulen und vor den neugierigen Blicken der Verbraucher. (Foto: Dietmar Nill)



schwalben erfüllt. Wenn der Stall geweißelt werden muss, dann bevor die Schwalben brüten oder danach. Bis zu dreimal brüten sie in einem Schwalbensonner. Lehm fürs Nest finden sie in jeder Pfütze. An Insekten ist kein Mangel und im Bauernhaus ohne die honiggelben Fliegenfänger kein Aushalten. In den Mauerritzen zirpen Hausgrillen, wenn der Abend kommt und Zwergfledermäuse aus dem Scheunendach fliegen. Auf einem Stück Wildnis führen Brennnesseln, Disteln und wilde Blumen ein geduldetes Dasein, das Schwebfliegen, Bienen, Hummeln und Tagfalter nährt. In einer stillen Ecke des Stalls hat ein Igel unter altem Stroh fünf Junge zur Welt gebracht. Nach dem Melken am Abend gibt es einen Rest Milch für die Hofkatzen und die Igel. Dass Kuhmilch nichts ist für diese Tiere, weiß die Bäuerin nicht. Eines Tages bringt man ihrem Jüngsten eine halbtote Schleiereule. Irgendwie schaffen er und die Mutter es, sie durchzubringen. Nur fliegen kann sie nicht mehr. Die Kugel aus einem Gewehrlauf war zu zerstörerisch. Fortan lebt die Eule auf dem Hof; ab und zu bringt ihr der Bauer eine Maus vom Feld mit, zur Abwechslung von den Fleischresten aus der Küche.

Im Jahr 2000, nach einem Herzinfarkt der fast achtzigjährigen Bauersfrau, fehlen ihr die Kräfte für die Arbeiten im Stall. Der Metzger holt die Kühe ab. Tränen fließen. Ein Bauernhof ist kein Ponyhof. Für etwas Trost sorgt die Entscheidung des älteren Sohns: Rinder ersetzen die Kühe im Stall trotz aufkommender BSE-Krise und sinkender Erzeugerpreise für Rindfleisch. So bleibt der Stall Stall und der Hof ein Hof – wenngleich ein Nebenerwerbshof. Von April bis Oktober sind die Rinder wie damals die Kühe auf der Weide. Während der übrigen Zeit stehen sie im Stall. Zehn Rinder angebunden in einer Reihe. Sie lassen sich streicheln. Was im Discounter an täglich Brot unverkauft bleibt, landet tags darauf im Trog fürs Vieh. Eine Gebirgsstelze hat es spitzbekommen. Statt den Winter am Fluss zu verbringen, hat sie sich ganz gegen ihre Natur im warmen Stall, weitab vom Wasser eingerichtet und auf Krümen und Körner verlegt. Drei Winter lang. Der seit Kindertagen vogelkundige Bruder aus der Stadt muss sich ungläubig an jedem Weihnachten von der ornithologischen Sensation überzeugen. Wenn die Gebirgsstelze geht, kommen die Schwalben. Bei ihrer Ankunft Ende März sind die Rinder

noch im Stall mit einer eisernen Ration Fliegen. Sie hilft den Schwalben über Nahrungsengpässe kalter und regnerischer Tage hinweg.

Der Rest bäuerlicher Beschaulichkeit ist nicht von Dauer. Der Nebenerwerbslandwirt, der im Hauptberuf in der Industrie arbeitet, baut, wie in dieser Gegend seit Generationen üblich, Getreide und Zuckerrüben an; aber die Rinderhaltung hat er jetzt aufgegeben. Man ließ ihn amtlich wissen, der Stall sei fürs Tierwohl zu dunkel und die Anbindehaltung tierschutzrechtlich bald unzulässig. Und der Jauchekeller vielleicht undicht. Der Mann ist ratlos. Er ein Tierquäler und die Ausscheidungen seiner paar Rinder die Ursache für das deutsche Nitratdesaster im Grundwasser? Bei aller Liebe fürs Vieh, der Gewinn der Mast deckt nicht die nötigen Investitionen. So bleiben nur die Großen im Geschäft. Im letzten Winter hat der technisch versierte Landwirt den verwaisten Stall in eine moderne Werkstatt für seine blitzsauberen Landmaschinen verwandelt. Den Schwalben ist der Zugang verwehrt. Für ihr Nest sind die Werkstattwände ohnehin zu glatt. Immerhin: In der Scheune hängen als Ersatz künstliche Nester – weit mehr, als die Schwalben im Frühjahr darauf besetzen konnten. Die Zahl der Schwalbenpaare ist von gut zwanzig auf vier gesunken. Ein Hof ohne Vieh ist für Schwalben nichts Halbes und nichts Ganzes.

An einem Abend im Herbst flattert einsam eine Zwergfledermaus aus der nutzlos gewordenen Scheune. Reminiszenz an eine Kindheit auf einem Bauernhof, der schon wegen der vielen Arbeit so wenig eine Idylle war, wie der Stall von Bethlehem. Dem Jungen vom Hof kommt der Stallgeruch von damals in den Sinn, als es nach Heu und Kühen roch, die Melkmaschine surrte, Katzen und Igel auf die Abendmilch warteten und die Mutter zufrieden war, wenn alle gesund waren – Menschen und Tiere. Dieses Geruchs wegen hatte sich der Junge beinahe geschämt. Nicht in der Dorfschule, aber später in der Stadt. Jetzt riecht es auf dem Hof wie überall. Ist es überhaupt noch ein Hof? Die Kinder, die hier aufwachsen, wissen nichts von der einstigen Vielfalt. Von prächtigen großen Käfern im Brennholz aus dem Wald, dem Streifenfarn in den Fugen im feuchten Mauerwerk, den Weinbergschnecken bei den Lesesteinen, Starenschwärmen in Kirschbäumen, einer Schleiereule in der Scheune und einer Erdkröte unter der Kellertreppe. Wie sollen Kinder vermissen, sich gar wünschen, was sie nicht kennen? ■

WILHELM BREUER, Jahrgang 1960, Dipl.-Ing. der Landespflege, Lehrbeauftragter für Naturschutzrecht an der Hochschule Osnabrück, Mitbegründer und Geschäftsführer der Gesellschaft zur Erhaltung der Eulen, gibt in diesem Beitrag einen Blick frei auf seinen Weg zum Naturschutz.

